

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

DER Wolfgang Huber
CHRISTLICHE
GLAUBE Eine
evangelische
Orientierung

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2008 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Init GmbH, Bielefeld
Satz: Katja Rediske, Landesbergen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-579-06449-9

www.gtvh.de

Inhalt

Rückwärts beten – oder: Wo stehen wir heute?	7
--	---

GLAUBE

I. Gott – Schöpfer der Welt	17
-----------------------------------	----

1. Gott sei gelobt	17
--------------------------	----

<i>Die biblische Sicht der Welt</i>	19
---	----

<i>Unser heutiges Bild von der Welt</i>	22
---	----

<i>Schöpfungsglaube und Naturwissenschaft</i>	28
---	----

<i>Schöpfungsverantwortung heute</i>	50
--	----

2. Gott sei's geklagt	53
-----------------------------	----

<i>Leiderfahrungen in der Bibel</i>	54
---	----

<i>Die Theodizeefrage</i>	58
---------------------------------	----

<i>Leiden, Übel, Böses</i>	64
----------------------------------	----

<i>Sünde und Schuld</i>	69
-------------------------------	----

II. Christus – Gott bei den Menschen	79
--	----

<i>Nichts ist mehr selbstverständlich</i>	80
---	----

<i>Der historische Jesus und der Christus des Glaubens</i>	84
--	----

<i>Jesus bringt den Menschen Gott</i>	97
---	----

<i>Jesus bringt den Menschen ein neues Bild Gottes</i>	100
--	-----

<i>Jesus lädt dazu ein, seinen Weg mitzugehen</i>	107
---	-----

<i>Jesus steht ein für den, den er bringt</i>	117
---	-----

<i>Jesus im interreligiösen Gespräch</i>	128
--	-----

III. Der Heilige Geist – ein Geist der Freiheit 133

Der Herr ist der Geist..... 135

Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes 146

Evangelische Spiritualität 176

Glaube und Vernunft 190

HOFFNUNG

IV. Zur Hoffnung bestimmt 203

Erwartung und Hoffnung 205

Hoffnung über den Tod hinaus 210

Auferstehung der Toten und ewiges Leben..... 220

Jüngstes Gericht und Reich Gottes 226

Lernorte der Hoffnung..... 238

LIEBE

V. Zur Liebe berufen 245

Liebe – ein Auslaufmodell?..... 246

Das Dreifachgebot der Liebe..... 248

Körperliche und körperlose Liebe..... 256

Die Liebe zum Feind 259

Kann denn Liebe ein Gebot sein? 265

Literaturhinweise..... 273

Bibelstellenverzeichnis..... 283

Rückwärts beten – oder: Wo stehen wir heute?

*Das habe ich bei den Menschen als großes Wunder erfahren:
dass es die Erde nicht gab und nicht den Himmel,
es gab nicht den Baum und auch nicht den Berg,
es schien nicht ein einziger Stern, nicht die Sonne,
es leuchtete weder der Mond noch die glänzende See.
Als es da also nichts gab,
was man als Anfang oder als Ende hätte verstehen können,
gab es schon lange den einen allmächtigen Gott,
den reichsten an Gnade.
Bei ihm waren auch viele Geister voll Herrlichkeit,
früher als sie aber war der heilige Gott.*

*Allmächtiger Gott, du hast Himmel und Erde erschaffen
und den Menschen so manches Gut verliehen:
verleihe mir rechten Glauben an deine Gnade
und guten Willen, Weisheit, Klugheit und Kraft,
den Teufeln zu widerstehen
und das Böse zu meiden
und deinen Willen zu tun.*

Wessobrunner Gebet, aus dem 9. Jahrhundert

Rückwärts beten. Wenn ich nicht schlafen könne, solle ich rückwärts beten. Das riet mir ein wohlmeinender Mensch ungefragt. Dass es gegen Einschlafschwierigkeiten hilft, vierstellige Zahlen rückwärts zu zählen, wusste ich schon. Dann und wann praktiziere ich das auch, jeweils bei einer willkürlich gewählten Zahl beginnend, zum Beispiel 7668, 7667 und so fort. Dass es hilfreich ist, zu beten und die Sorgen des Tages in Gottes Hände zu legen, weiß ich auch. Aber rückwärts beten?

Das Vaterunser war das Beispiel meines Gesprächspartners. Er wollte mir die Konzentrationsübung nahe bringen, die darin liegt, die Worte des Gebets von hinten nach vorn zu sprechen. Eines Nachts, als ich in unbekannter Umgebung zur Unzeit aufwachte, probierte ich es aus. »Amen Ewigkeit in Herrlichkeit die und Kraft die und Reich das ist dein.« Das bei Tage aufzuschreiben ist leichter, als es nachts aus dem Kopf vor sich herzusagen.

Zunächst hatte ich die Artikel vergessen. »Amen. Ewigkeit in Herrlichkeit und Kraft und Reich: das ist dein.« So klang das Ende des Herrengebets für mich. Mit dem Wort *Amen* das Bekenntnis zu Gottes Wahrheit an den Anfang zu stellen, seine Ewigkeit in aller Herrlichkeit, aller Kraft und aller Macht zu sehen, die uns begegnet, weil er in allem wirkt – für das Beten kann das ein guter Anfang sein.

Auch die Fortsetzung hielt eine Überraschung bereit. »Denn Übel dem von uns erlöse.« Wieder hatte ich in Gedanken den Artikel übergangen. »Denn Übel! Von uns erlöse!« So hieß der durchaus provozierende Text. Böses ist in der Welt, so dachte ich. Oft wird es von uns Menschen selbst in sie hineingetragen. So weit wir Ursache des Bösen sind, richtet sich die Bitte an Gott, die Welt von uns und unserer Missetat zu erlösen. Eine denkbar radikale Bitte.

Alles war verflogen, was mich am Schlafen gehindert hatte; ich konnte Ruhe finden. Der Lobpreis am Ende des Gebets und die letzte Bitte hatten sich mir von einer neuen Seite gezeigt. Das Gebet, das ich in meinem Leben so oft gebetet habe wie kein anderes, war mir neu entgegengetreten. Erst viel später erfuhr ich, dass mein Gesprächspartner mir den Rat eines ostkirchlichen Mönchs

weitergegeben hatte, der es richtig fand, »das Vaterunser immer beim letzten Wort anstimmen zu lassen, damit man würdig werde, das Gebet mit den Anfangsworten – ›Unser Vater‹ – zu beenden«.

Ein Gebet rückwärts zu verstehen, kann nicht verkehrt sein. Vom menschlichen Leben sagt ein dem dänischen Philosophen Søren Kierkegaard zugeschriebenes Wort, es werde vorwärts gelebt, aber rückwärts verstanden. Manches, was lange ein Rätsel blieb, erschließt sich vom Ende her. Die Lebensgeschichte vieler Menschen tritt durch ihren Tod in ein neues Licht. Christen vertrauen darauf, dass das Fragment ihres Lebens von der Zukunft her zusammengefügt wird, die Gott für uns bereithält.

Darin, die Worte eines Gebets rückwärts zu meditieren, sah ich nach der geschilderten Erfahrung weit mehr als nur eine Technik, in den Schlaf zu finden. Für mich lag darin ein Hinweis darauf, wie hilfreich es ist, einfache Schritte des Verstehens zu gehen. »Wir sind auf die Anfänge des Verstehens geworfen«, hat Dietrich Bonhoeffer gesagt, Theologe und Märtyrer zur Zeit der Hitler-Diktatur. Aus seiner Zeit in Hitlers Gefängnissen stammt dieser Satz. Er macht deutlich, welche klärende Bedeutung es haben kann, wenn man geläufige Deutungen hinter sich lässt und mit dem Verstehen wieder neu anfängt. »Wir müssen immer wieder mit dem Anfang anfangen«, heißt es einmal bei Karl Barth, einem der bedeutenden evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts; es geht also darum, die großen Worte und Bilder des christlichen Glaubens in unverstellter Frische wahrzunehmen.

Was heute nötig ist. Viele Menschen fragen heute neu nach dem christlichen Glauben. Die Zeit, in der man meinen konnte, Wohlstand und Konsum beantworteten die entscheidenden Fragen des Lebens schon von selbst, ist vorbei. Auch die Zeit, in der man mit den Mitteln der Wissenschaft oder eines Wissenschaftsglaubens allein die nötige Orientierung finden konnte, ist vorüber. So sehr wir auf ein auskömmliches Leben hoffen und so wichtig die Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntnis sind: als

Halt im Leben und im Sterben reicht das allein nicht aus. Da wird vielmehr nach einer Liebe gefragt, die auch dann trägt, wenn wir selbst keinen Ausweg mehr wissen. Gefragt wird nach einer Hoffnung, die am Tod nicht zerschellt. Gefragt wird nach Glauben.

Was ist Glaube? Unter Glauben verstehe ich die Gewissheit, die mein Leben trägt. Diese Gewissheit bezieht sich auf Gott und die Welt zugleich. Sie äußert sich in einem Vertrauen auf Gott, in dem alle Dinge ihren Ursprung und ihr Ziel haben; und sie äußert sich in einem Vertrauen auf die Welt, in der ich zu Hause sein kann, weil ich mich auf Gott verlasse. Unter Glauben verstehe ich zualtererst nicht ein Gebäude von Lehrsätzen, sondern einen Lebensvollzug. Genauer gesagt ist der Glaube ein Aspekt dieses Lebensvollzugs. Denn zu der Gewissheit, die mein Leben trägt, muss eine Zuversicht treten, die mir hilft, mit der Endlichkeit meines Lebens umzugehen. Und schließlich brauche ich eine Kraft, von der mein Verhältnis zu mir selbst wie zu meinen Mitmenschen, zu der Welt, in der ich lebe, wie zu Gott bestimmt ist. Diese drei Hinsichten hatte schon der Apostel Paulus im Sinn, wenn er vom christlichen Leben sagte: »Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen« (1.Korinther 13,13). Um diesen Dreiklang von Glaube, Hoffnung und Liebe geht es in diesem Buch.

Wo stehen wir heute? Manche sagen, mit dem Christentum seien sie fertig. Damit können sie entweder meinen, der christliche Glaube sei ihnen ein sicherer, abgeschlossener Besitz. Oder sie wollen damit sagen, der christliche Glaube bedeute ihnen nichts, denn mit dieser Frage hätten sie abgeschlossen. Auf die eine wie auf die andere Weise ist die Aussage gleich beunruhigend. Sie signalisiert, dass ein Mensch nicht verstanden hat, was der Glaube ist: ein Weg, eine Wanderung, ein bis zu unserem Tod nie abgeschlossener Prozess – und zugleich: der entscheidende

Halt, ohne den wir ins Bodenlose versinken, der wichtigste Trost, der entscheidende Impuls.

Manche behaupten, unsere Zeit habe mit dem Christentum abgeschlossen. Sie sagen, Europa sei in den letzten zweieinhalb Jahrhunderten durch eine Säkularisierung hindurchgegangen, in deren Folge die christliche Religion ihre Bedeutung für das Leben der Einzelnen wie für das Leben der Gesellschaft verloren habe. Zwar stoße man noch auf die Spuren eines »christlichen Erbes«; eine wirkmächtige Orientierungskraft erwachse daraus jedoch nicht mehr. Sehr oft verbindet sich eine solche Einschätzung mit der Diagnose, Religion spiele allenfalls noch als »Privatsache« eine Rolle; für das öffentliche Zeitgespräch habe sie dagegen an Gewicht eingebüßt.

Gewiss kann man niemandem das Recht absprechen, die Frage der Religion für sich selbst als erledigt anzusehen. Jeder hat das Recht, die Religionsfreiheit für sich selbst als Freiheit *von* der Religion und nicht als Freiheit *zur* Religion zu betrachten. Aber niemand sollte eine solche persönliche Entscheidung verallgemeinern. Denn die gegenläufigen Tendenzen sind unübersehbar. Die Bedeutung religiöser Themen für die Lebenswirklichkeit der Menschen und für die Tagesordnung der Gesellschaft wird neu entdeckt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hält die Mehrzahl der Menschen in Europa, auch im deutschen Sprachraum, religiöse Themen für wichtig. Ebenso sind die Menschen mehrheitlich davon überzeugt, dass der christliche Glaube ungebrochen aktuell ist; in wachsendem Maß bejahen sie den Wunsch nach einer religiösen Erziehung, sowie die Bedeutung des Gebets für das persönliche Leben.

Doch was ist das Gebet? Worauf gründet sich ein christliches Leben und worin zeigt es sich? In der Beantwortung solcher Fragen sind viele Menschen unsicher. Der christliche Glaube, dem sie eine fortdauernde Relevanz zuerkennen, ist ihnen zugleich weithin unbekannt geworden. Christliche Traditionen haben an Selbstverständlichkeit verloren. Die Rituale der Frömmigkeit haben im Leben vieler Familien keinen Raum mehr. Die Verankerung in den Ortsgemeinden hat in unserer mobilen Gesellschaft

nicht mehr den Rang, der ihr für frühere Generationen zukam. Es wandelt sich vieles; auch die Zugänge zum christlichen Glauben und die Weisen, sich am kirchlichen Leben zu beteiligen, sind von diesem Wandel betroffen.

Auf der Suche nach Klarheit. Der Wunsch, Klarheit zu finden, meldet sich bei vielen Menschen deutlich an. Auch die Begegnung mit anderen religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen trägt dazu bei. Soll der Gewohnheitsatheismus das letzte Wort behalten? So fragen sich manche, die auf die gesellschaftliche Wirklichkeit im Osten Deutschlands und in manchen Nachbarländern schauen. Was unterscheidet den christlichen Glauben vom Islam? So heißt eine Frage, die sich aufdrängt, seit der Islam nicht nur weltweit, sondern auch in den europäischen Gesellschaften eine wachsende Rolle spielt. Wer auf den Islam schaut, wird ganz gewiss nicht sagen können, dass Religion bloß eine »Privatsache« ist. Aber er wird zugleich den Tatbestand würdigen, dass sich in der westlichen Welt eine säkulare Rechtsordnung herausgebildet hat, die allen Bürgerinnen und Bürgern unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit die gleichen Rechte zuerkennt. Um der Freiheit willen muss es dabei bleiben. Zugleich aber ist es angezeigt, aufmerksamer auf die Bedeutung der Religion für das persönliche Leben wie für das Zusammenleben in der Gesellschaft zu achten.

Deshalb wächst die Zahl der Menschen, die mit der Frage nach der Religion – und genauer: nach dem christlichen Glauben – nicht fertig sind. An solche Menschen wendet sich dieses Buch. Manche schieben die Frage einer persönlichen Glaubensentscheidung lange auf – im äußersten Fall so lange wie der römische Kaiser Konstantin zu Beginn des vierten Jahrhunderts n. Chr., der sich erst auf dem Sterbebett taufen ließ. Andere geben der Frage nach dem Glauben immer wieder Raum; aber die Forderungen des Tages decken sie auch immer wieder zu. Viele haben einen festen Glaubenshalt; aber viele Fragen stellen sich trotzdem immer wieder neu: nach Herkunft und Zukunft der Welt, nach Anfang

und Ende des Lebens, nach persönlicher Verantwortung und gemeinsamem Geschick.

Meine Klärungsversuche und Klärungsvorschläge gelten besonders den zweifelnden und suchenden Menschen. Seit Jahren lebe ich in einer Umgebung, in der viele Menschen sogar das Zweifeln verlernt haben. Sie meinen, sie hätten mit der Gottesfrage abgeschlossen, weil das materialistische Lebensgefühl, in dem sie sich im Westen unseres Landes eingerichtet haben, oder die materialistische Weltanschauung, wie sie in den Schulen der DDR gelehrt wurde und in vielen Familien heute noch weitergegeben wird, dafür keinen Raum mehr lassen. Oder sie denken, in einer Welt, in der nur zählt, was sich rechnet, habe es keinen Sinn mehr, nach Gott zu fragen. Gerade ihnen wünsche ich mehr Zweifel. Auch sie möchte ich dazu verlocken, wieder nach Gott zu fragen.

Die allzu selbstgewiss Glaubenden will ich an einen Satz des Neuen Testaments erinnern, der mich sehr berührt hat, als ich auf ihn stieß: »Erbarmt euch derer, die zweifeln« (Judas 22). Wann immer über den Glauben geredet wird, sollte nicht vergessen werden, dass eines der stärksten Glaubensbekenntnisse im Neuen Testament so heißt: »Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben« (Markus 9,24).

Der Glaube ist ein Weg, der den Zweifel einschließt. Es handelt sich zugleich um einen Weg, auf dem Glaube und Lebensführung sich nicht voneinander trennen lassen. Zusammen mit dem Grund und Inhalt des Glaubens soll deshalb in diesem Buch auch in einigen Aspekten von der Lebensform des Glaubens die Rede sein. Das Bemühen um verlässliche Formen der persönlichen Frömmigkeit wie des gemeinsamen Gottesdienstes tritt dabei genauso in den Blick wie die Frage nach der ethischen Verbindlichkeit des christlichen Glaubens. Auf diese Weise soll der christliche Glaube als eine Lebensgewissheit und als eine Lebenshaltung zugleich vor Augen treten.

Evangelische Orientierung ist das Ziel dieses Buches. Damit ist natürlich zuallererst eine Orientierung am Evangelium gemeint, an der biblischen Botschaft, an der guten Nachricht von Gottes Nähe in Jesus Christus. Zugleich ist damit eine Orientierung an der reformatorischen Wiederentdeckung des Evangeliums gemeint, an der überwältigenden Begegnung mit Gottes Gnade, an der befreienden Entdeckung, dass Gott uns Menschen ins Recht setzt und nicht wir selbst. Der Versuch, diese Entdeckung zum Leuchten zu bringen, ist der Beitrag einer evangelischen Stimme zum ökumenischen Miteinander der Christen.

Glaube

I. Gott – Schöpfer der Welt

1. Gott sei gelobt

*Ich glaube an Gott, den Vater,
den Allmächtigen,
den Schöpfer des Himmels und der Erde.*

Was ist das?

*Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen,
mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder,
Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält,
dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken,
Haus und Hof, Weib und Kind,
Acker, Vieh und alle Güter;
mit allem, was not tut für Leib und Leben,
mich reichlich und täglich versorgt,
in allen Gefahren beschirmt
und vor allem Übel behütet und bewahrt;
und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte
und Barmherzigkeit,
ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit:
für all das ich ihm zu danken und zu loben
und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin.*

Das ist gewisslich wahr.

*Erklärung zum Ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses
in Martin Luthers Kleinem Katechismus (1529)*

Auf die Natur als gute Gabe Gottes weist im christlichen Jahreslauf kein Fest so nachdrücklich hin wie das Erntedankfest. Es trägt eine so bezwingende Logik in sich, dass es sich sogar dort hält, wo der christliche Bezug weithin verschwunden ist.

In der Zeit der DDR hat man aus dem *Erntedankfest* den *Dank* einfach gestrichen und das *Erntefest* behalten. Die Freude an der eingefahrenen Ernte wollte man auch noch zum Ausdruck bringen, als nicht mehr davon die Rede sein durfte, wem man dafür zu danken habe.

Das Evangelische Johannesstift, eine große, im ehemaligen Westteil Berlins gelegene diakonische Einrichtung, hat an die Bereitschaft der Menschen, sich aus Anlass der Ernte an Gottes Schöpfung zu freuen, auf andere, listige Weise angeknüpft. Man hat das Erntedankfest einfach um einen Sonntag vorverlegt, um der Konkurrenz mit anderen Veranstaltungen zu entgehen. Zehntausende treffen sich nun Jahr für Jahr am letzten Sonntag im September zu munterem Treiben; ob in diesem Fall allen bewusst ist, wem wir Menschen für Speis und Trank Dank schuldig sind, mag offen bleiben.

Der Dank für die Gaben der Schöpfung und in ihnen für das eigene Leben ist wohl der ursprüngliche Ort für die Rede vom Schöpfer, dem Geber dieser guten Gaben. Doch diese Rede suchte nach Anschaulichkeit und Plausibilität. So entstanden Schöpfungserzählungen und Schöpfungsmythen. Sie nutzten die Weltbilder ihrer jeweiligen Zeit, wie sie auch sonst die Sprache ihrer Zeit nutzten. Auch in den biblischen Schöpfungserzählungen geschieht das. Für sie gilt wie für die Bibel generell: Sie sind Gotteswort im Menschenwort. Auch demjenigen, der in seinem Vertrauen auf Gott in der Bibel Gottes Offenbarung erkennt, begegnet diese Offenbarung in menschlichen Worten. Deshalb hat der Umgang mit diesen Erzählungen seinen Sinn nicht darin, sie wortwörtlich für wahr zu halten, sondern in ihnen eine Wahrheit zu entdecken, die über ihre zeitgebundene Gestalt hinausweist.

Die biblischen Schöpfungstexte haben für Juden und Christen die gläubige Sicht der Welt geprägt; dies bedeutet nicht, dass man

im Bild von der Welt bei ihnen stehen bleiben muss. Deshalb soll zunächst von der Sicht der Welt in den biblischen Schöpfungserzählungen, dann von unserem heutigen Bild der Welt die Rede sein. Abschließend soll erwogen werden, wie sich beides zueinander verhält.

Die biblische Sicht der Welt

Die erste Schöpfungserzählung. Die ersten Kapitel der Bibel fügen zwei Schöpfungserzählungen zusammen. Von ihnen ist die erste Schöpfungserzählung (1. Mose 1,2–2,4) die jüngere. Ihrem Stil entsprechend wird sie der sogenannten *Priesterschrift* zugeordnet. Diese entstand um 500 v. Chr.; den Hintergrund bildeten babylonische Weltentstehungsmythen der damaligen Zeit. Vieles verbindet diesen Text mit dem babylonischen Denken. Wie dieses konfrontiert er uns mit dem Bild eines Himmellozeans, dessen Wasser wie eine Sintflut auf die Erde stürzen könnten, wenn sie nicht durch das Firmament daran gehindert würden. Doch anders als diese Mythen lässt er die Welt nicht aus einem Kampf rivalisierender Götter hervorgehen, sondern aus der souveränen Schöpfertat des einen Gottes. Er versteht die Gestirne nicht als Gottheiten, sondern als von Gott geschaffene Himmelslichter. In den Menschen sieht er nicht Diener der Götter, sondern Gottes Ebenbild. Und die Welt betrachtet er nicht als Chaos, sondern als eine von Gott diesem Chaos abgerungene Ordnung. Die Souveränität des Schöpfers, die Würde des Menschen und die Einheit der Schöpfung treten uns als bestimmende Züge dieser Erzählung entgegen.

Vielen ist sie allerdings eher aus einem andern Grund in Erinnerung. Sie gliedert das Schöpfungshandeln Gottes in ein Sechstageswerk; die Ruhe des siebten Tages gibt dem Wirken Gottes seine Vollendung. Das Bild der Woche als Raum menschlichen Tätigseins wird also auf das Schöpfungshandeln Gottes übertra-

gen; man mag darin einen frühen Beleg für die Projektion menschlicher Kategorien auf das Handeln Gottes sehen. Doch es geht nicht darum, das schöpferische Handeln Gottes auf die Zeit von sechs Tagen zu begrenzen, denen als siebter Tag ein Ruhetag zur Seite tritt. Der Sinn dieser Gliederung besteht auch nicht darin, Perioden in der Entwicklung des Kosmos voneinander zu unterscheiden, deren Vereinbarkeit mit unserem heutigen Wissen von der Entstehung und Entwicklung der Welt dann zu prüfen wäre. Sondern in zweimal drei »Tagen« werden grundlegende Erfahrungen beschrieben, mit denen der Mensch als Teil der Schöpfung konfrontiert ist.

Die Erfahrung des Lichts in seiner Unterscheidung von der Finsternis, die Bewahrung der Welt vor den chaotischen Mächten des Himmelozeans und die Beheimatung des Menschen auf der Erde als Raum der Fruchtbarkeit sind die drei Erfahrungen, die in der Beschreibung der drei ersten Schöpfungstage zum Ausdruck kommen.

In der zweiten Gruppe von drei Schöpfungstagen werden diese Erfahrungsräume ausgestaltet. Der erste Tag stand unter der Aufforderung »Es werde Licht«; der vierte Tag ermöglicht dem Menschen durch die Erschaffung der Sterne, der Sonne und des Mondes Orientierung. Der zweite Tag hatte die Welt in ihrer Weite im Blick; die Tiere, die den Himmel wie das Meer bevölkern, sind das Thema des fünften Tags. Der dritte Tag war der Erde in ihrer Fruchtbarkeit gewidmet; die Tiere auf der Erde werden am sechsten Tag geschaffen – und in ihrer Mitte der Mensch, den Gott zu seinem Ebenbild erwählt. Das alles klingt weniger nach einer Theorie der Weltentstehung, sondern mehr nach einer Beschreibung der Welt, in welcher der Mensch sich vorfindet, die er sich aneignet und die er als Gottes Schöpfung achtet.

Besonders beeindruckend ist, dass diese Welt durch das schöpferische Wort Gottes ins Leben gerufen wird – »und Gott sprach« heißt es immer wieder. Dem entspricht, dass jedem Schöpfungselement die Vollzugsformel »und es geschah so« zugeordnet ist. Besonders wichtig aber ist das Urteil, mit dem Gott die Elemente der Schöpfung versieht. Verschiedentlich begegnet bei der Be-

schreibung der einzelnen Schöpfungstage der Hinweis: »Und Gott sah, dass es gut war.« Beim Abschluss des sechsten Schöpfungstages aber heißt es dann zusammenfassend: »Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut« (1. Mose 1,31).

Von Anfang an ist Gott mit der Güte der Schöpfung verbunden. Von Anfang an ist Gott als der verstanden, der es mit seiner Welt und dem Menschen in ihr gut meint. Der Mensch soll in einer Welt Heimat finden, die von Gott nicht einem satanischen Gegenspieler abgerungen, sondern gut geschaffen ist.

Die zweite Schöpfungserzählung (1. Mose 2,4–25) führt uns in eine ältere Zeit; ihr Verfasser wird gewöhnlich *Jahwist* genannt, weil er von Anfang an das Tetragramm JHWH für Gott verwendet, das freilich erst bei der Begegnung Gottes mit Mose im brennenden Dornbusch ausdrücklich mitgeteilt wird (2. Mose 3,15). Sein Bericht ist ganz und gar auf die Erschaffung des ersten Menschenpaares ausgerichtet. Nicht *wie* die beiden geschaffen werden, sondern als *was* sie geschaffen werden, ist dabei entscheidend. Sie werden einander zum Gegenüber geschaffen, so wie sie miteinander Gott gegenüber stehen. Sie werden einander zu Gehilfen bestimmt, weil das Leben nur gemeinsam gelingen kann.

Der Auftrag zur Herrschaft über die Erde, von dem in der ersten Schöpfungserzählung deutlich die Rede ist, erfährt in der älteren zweiten Erzählung eine klärende Verdeutlichung. »Sich die Erde untertan zu machen« (1. Mose 1,28) bedeutet nicht – wie es überhaupt erst unter neuzeitlichen wissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen vorstellbar wird –, die Natur der Herrschaft des Menschen zu unterwerfen und in seinem Interesse auszubeuten. Es bedeutet vielmehr, die Erde zu bebauen und zu bewahren (1. Mose 2,15).

Damit wird schon in den biblischen Schöpfungstexten selbst einem idyllischen Naturverständnis eine Absage erteilt. Die Vorstellung, die Natur sei dort am schönsten, wo sie unberührt geblieben ist, enthält ja weithin nur abstrakte Theorie. Denn sie lässt sich, aufs Ganze gesehen, gar nicht überprüfen – ist doch die Na-

tur, wo immer wir sie sehen können, zumeist auch schon von uns Menschen mitgestaltet. Wir bahnen uns einen Weg oder gestalten die Natur auf andere Weise um. Wir nutzen sie als Lebensraum, indem wir Lebensmittel anbauen. Wir nutzen ihre Ressourcen, weil wir in ihnen wichtige Rohstoffe erkennen. Wir versiegeln sie dadurch, dass wir Häuser und Straßen bauen.

Ein Raum des gemeinsamen Lebens wird die Natur nur dadurch, dass wir sie kultivieren. Wir sind also immer schon schöpferisch in ihr tätig, wenn wir Gottes Schöpfung als Basis unseres eigenen Lebens fruchtbar machen. In dieser Einsicht stimmen die beiden Schöpfungserzählungen am Anfang der Bibel, unbeschadet ihrer unterschiedlichen Akzentsetzung, überein. Wenn der eine dieser Texte sagt: »Macht euch die Erde untertan« (1. Mose 1,28), dann unterstreicht er die Notwendigkeit, die Natur zu bearbeiten. Wenn der andere sagt, es komme darauf an, den Garten Eden »zu bebauen und zu bewahren« (1. Mose 2,15), dann wird damit genauso nüchtern deutlich gemacht, dass der Mensch die Natur bewahren muss, wenn er sie langfristig nutzen will.

Unser heutiges Bild der Welt

Noch immer ist es leichter, frühere Weltbilder zu beschreiben, als das Bild von der Welt kurz und bündig zu skizzieren, das sich aus dem heutigen Stand naturwissenschaftlicher Einsichten und den damit verbundenen Hypothesen ergibt. Wir konzentrieren uns auf die drei Fragen, wie die Entstehung der Welt erklärt wird, was wir über den Anfang des Lebens wissen und wie der Übergang zum Menschen zu verstehen ist.

Zunächst also die Entstehung der Welt. Noch immer fällt es uns schwer, uns auf eine dynamische Sicht des Universums einzustellen. Aber vieles spricht dafür, dass wir uns das Universum zeitlich

nicht ewig und auch räumlich nicht statisch vorstellen dürfen. Es hat einen zeitlichen Anfang, der mit der Hypothese eines »Ur-Atoms« oder mit dem Bild eines »Urknalls« beschrieben wird. In räumlicher Hinsicht dehnt das Universum sich kontinuierlich aus.

Die heutige Kosmologie geht von einer zeitlichen Schätzung aus, nach welcher das Universum vor ungefähr 13,7 Milliarden Jahren entstand. In unvorstellbar kurzer Zeit bildete sich mit der Schwerkraft, dem Elektromagnetismus sowie den Kernkräften die physikalische Voraussetzung für die Strukturen des Kosmos. Dann entstand mit den Elementarteilchen das »Material der Materie«. Vieles ist uns noch immer unbekannt. Unbekannt ist beispielsweise, ob es vielleicht viele andere Urknalle gegeben hat, die nicht dazu geeignet waren, eine Welt entstehen zu lassen, weil – beispielsweise in Folge einer zu starken Gravitation – das sich bildende Universum sofort wieder in sich zusammenfiel. Wenn man dieser Vorstellung nachhängt, dann gewinnt der Gedanke des Philosophen Leibniz, dass wir in der »besten aller möglichen Welten« zu Hause sind, einen überraschenden Sinn. Nur haben sich diese anderen Welten, so meinen manche, eben nicht als möglich erwiesen, weil sie nicht stabil genug waren, um auf Dauer zu existieren. Und deshalb hat niemand, wie ein Forscher einmal heiter feststellte, »die fehlgeschlagenen Versuche gezählt« (Alan Guth).

Andere Astronomen gehen davon aus, es gebe eine Vielzahl von Universen, von denen sich eines für die Ausbildung von Leben als besonders günstig erwiesen hat. Martin Rees verdeutlicht diesen Gedanken durch den Vergleich mit einem großen Bekleidungs-geschäft: »Wenn ein sehr großer Vorrat von Kleidungsstücken vorhanden ist, wundert man sich nicht, wenn man einen passenden Anzug findet. Findet man viele Universen, [...], dann gibt es auch eines, dessen Kombination sich für das Leben eignet. Und in diesem einen befinden wir uns.«

Zwei Fragen schließen sich an diese Überlegung an. Auch sie beziehen sich auf die zeitliche sowie die räumliche Struktur des Universums.